Von Haus zu Haus

Objekttyp: **Group**

Zeitschrift: **Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin**

Band (Jahr): **112 (1986)**

Heft 5

PDF erstellt am: **27.04.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Madame Butterfly

Der Schirm an der Tramhaltestelle fiel von weitem auf. Es war der einzige aufgespannte Schirm, denn weder regnete oder schneite es, noch stach die Sonne vom

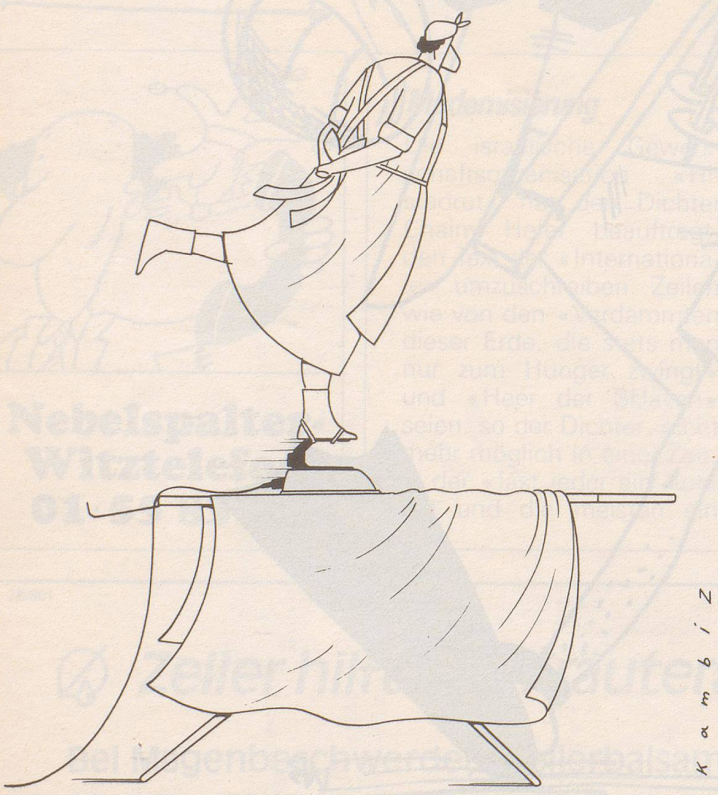
Von Annemarie Amacher

grauen Himmel. Beim Näherkommen sah ich, dass der Schirm von hellgrüner Farbe und mit Blumen bemalt war. Zudem bestand er aus Holzstäben und Papier. Er war die grosse Ausgabe jener winzigen Schirmchen, mit denen teure Coupes im Restaurant gekrönt sind.

Unter dem Schirm war ein kalkweiss geschminktes Gesicht zu sehen, mit überdimensioniertem blutrotem Mund und riesigen schwarzen Augen. Rote Haare stachen in alle Himmelsrichtungen, die Stirn war mit Talmi geschmückt, und aus den Halbhandschuhen lugten spitze rote Nägel. Eine Art Kimono aus glänzendem Brokatstoff sorgte für eine exotische Note. Eine Schauspielerin, ging es mir durch den Kopf. In unserer Stadt kommt es hie und da vor, dass die Schauspieler eines Kleintheaters in ihren Kostümen auf der Strasse Werbung machen für ihr Stück. Die junge Frau drückte aber keinem der Wartenden ein Programm in die Hand. Vielleicht wirbt sie für fernöstliche Wochen im nahen Restaurant, dachte ich weiter; ich studierte die ausgehängte Speisekarte, entdeckte aber ausser Curryreis mit Früchten nichts Exotisches.

Inzwischen war die Strassenbahn angekommen. Madame Butterfly, wie ich das malerische Wesen bei mir nannte, schloss graziös ihren Schirm, hob leicht den Saum ihres Gewandes und stieg ein. Da stand sie nun, eingekeilt zwischen heimkehrenden Beamten und Angestellten, wie ein bunter, fremdländischer Vogel inmitten einer Schar grauer Spatzen. Diese Spatzen erhoben jedoch kein Gezeter. Im Gegenteil, es war ganz still unter ihnen. Die Schüchternen schauten verlegen aus dem Fenster, die Moralinsauren kniffen die Lippen zusammen, die Spöttischen grinsten, und die Toleranten lächelten nachsichtig. Bloss ein kleiner Bub, den Schulsack auf dem Rücken, fasste Mut und redete das Maskengesicht an. Madame Butterfly beugte sich zu ihm hinunter und redete mit ihm, und das Gespräch dauerte eine ganze Weile. An der nächsten Haltestelle schoss der Bub wie ein Pfeil zur Tür hinaus. Er hatte es eilig, nach Hause zu kommen, um am Mittagstisch von seiner seltsamen Begegnung zu erzählen.

Zwei Stationen weiter stieg Madame Butterfly aus, spannte elegant ihren grünen Schirm auf und machte sich leichtfüssig davon. Ob irgendwo auch eine Mutter mit der dampfenden Suppe auf sie wartete?



Skiplausch

Eigentlich will ich gar nicht mitmachen, weil ich doch nicht Ski fahre, aber meine Tochter redet auf mich ein, bis ich überzeugt bin, dass von dieser Reise meine ganze Seligkeit abhängt. Ich könne kilometerweit wandern, während sie und all die andern die Abhänge hinabsausten. Zum Mittagessen würden wir uns wieder treffen, in einer Alphütte, anschliessend sei Skichilbi mit Tanz in der «Sonne». Klingt gar nicht übel, und wenn ich's ausrechne, bleiben mir etwa 20 Kilometer Wanderstrecke. Und schliesslich handelt es sich ja nur um einen Tag. Ein Tag in Mellau. Es frage mich keiner, wo genau das liegt. Irgendwo in Österreich. Ein wunderhübsches, kleines Dorf, schlafend unter dicken Schneedaunen.

Der Supercar eines Unternehmers unserer Stadt führt uns am frühen Sonntagmorgen dorthin, eine Gondelbahn schaukelt uns in luftige Höhen empor, und ich stehe da im eisigen Schneewind – und von Wanderwegen keine Spur. Was tue ich fünf Stunden lang in dieser Einöde? Nun, halb so schlimm im Vergleich zu dem, was uns noch blüht.

Die Alphütte ist auch unauffindbar, aber zur Essenszeit ist Christine pünktlich da. Um halb drei, so heisst es, versammle man sich bei der Talstation, von wo aus der Car in die «Sonne» zur Skichilbi fahre. Wir zwei sind zeitig zur Stelle, aber um drei Uhr warten wir noch immer. Niemand von den andern Teilnehmern lässt sich blicken. Wir beschliessen, den Weg ins Dorf einzuschlagen, und geben dem Chauffeur Bescheid. Man nehme das mit der Pünktlichkeit eben nicht so genau, sagt er. Im Gasthof wärmen wir uns erst einmal auf mit einer guten Flasche Wein, und die Skichilbi, die im Keller eben dieses Gasthauses abgehalten wird, lässt uns kalt. Um fünf Uhr startet man zur Rückreise, und da man nicht allzuviel Wert auf Pünktlichkeit legt, verpassen wir den Termin um genau eine Minute. Eben noch sehen wir die Lichter unseres Cars, der um die Ecke biegt! Das gibt's doch nicht! Wir starren uns entsetzt an. Da stehen wir in Mellau – und wissen nicht einmal, wo das genau ist. – Etwa drei Stunden Carfahrt bis nach Hause.

Der «Sonnen»-Wirt rauft sich die Haare und fragt nach Schuld und Unschuld. Ich beruhige ihn und versichere ihm, dass wir, nur wir beide, die Sünder sind. Nichts und niemand auf der weiten Welt müsse sich Vorwürfe machen deshalb. Nun heult der Mann beinahe vor lauter Mitleid. Genau schreibt er uns auf einen Zettel, was nun zu tun sei. Einen Bus nehmen bis da und dahin, umsteigen in einen andern Bus, dann eben Taxi oder Autostopp zu einem Bahnhof, wo eventuell noch ein Zug steht.

Es ist Mitternacht, als wir total erschöpft in unserer Stadt landen. Ehrlich, ein etwas turbulenter Skiplausch. Klar, wir sind die Sündenböcke. Wir haben um eine Minute die Zeit verpasst. Aber es gab da ja einen Reiseleiter. Reiseleiter zählen vor dem Start immer ihre Schäfchen. Sogar die schwarzen. *Leni Kessler*

Inkonsequenz

Ich mag sie, die Basler Herbstmesse. Ihre originellen Verkäufer sind eine Reise an den Rhein wert. Also fuhr ich in Begleitung hin. Da es beissend kalt war, trug ich meinen fast 20jährigen Persianermantel. Ein Messebesuch ermüdet, weshalb wir beschlossen, einen nahe gelegenen Tea-

Room aufzusuchen, um uns an einem Kaffee zu erwärmen. Dass die Lokale ständig überfüllt sind – ganz besonders, wenn es kalt ist –, gehört zur Herbstmesse. Wir waren im Begriff, zur Eingangstüre hineinzudrängen, als eine Horde junger Männer herauskam, und da hörte ich, wie einer im schönsten Baseldeutsch bemerkte: «Jetz gömmer – d Pärsianer khemme!» Das betraf natürlich mich. Dass die jungen Männer ausnahmslos weiche Lederjacken, einige sogar Lederhosen, trugen, finde ich inkonsequent. Aus was sind ihre Lederkleider gemacht? Richtig: Aus Häuten von Tieren, die sicher lieber leben würden als, weil es gerade Mode ist, junge Leute «zieren»! Antilopen, Schweine, Ziegen, Schafe, Kälber, sie alle möchten nicht getötet, gegerbt und zu Kleidungsstücken verarbeitet werden. Wenn man Pelzträgerinnen verspottet, sollte man auf Lederkleider verzichten, finde ich.

Natürlich bin ich auch gegen das Tragen von Ozelot-, Leopard-, Seehund- und anderen Fellen von Gattungen, die vom Aussterben bedroht sind oder in zu engen Käfigen unter Qualen gezüchtet werden. Diese Felle werden ja von unseren Kürschnern gar nicht mehr verarbeitet; man sieht sie nur noch an winterlichen Luxusferienorten, an fremden Frauen. Eigentlich sollten die ewigen Weltverbesserer kein Fleisch essen; auch es stammt ja von Tieren. Aber das ist vielleicht doch zu viel verlangt.

Hedy Gerber-Schwarz

Rondo

Kopfschüttelnd stehe ich vom Telefonsessel auf und denke, dass mir das kein Mensch glauben wird, der mich einigermassen gut kennt. Halt – mein Partner wird es glauben und wahrscheinlich mit einem verstehenden Lächeln hinnehmen, dass ich mich wieder einmal habe erwischen lassen.

Geschworen habe ich's mir: Diesmal wirst du mir nicht so leicht davonkommen, ich werde dir meine oft gedachte Predigt endlich einmal halten! Wir kennen uns doch schon so lange, sind uns so vertraut. Jeder weiss, womit der andere zu erfreuen ist. Zu verletzen wäre. Wir wissen um unsere Winterstimmungen, haben in vielen Jahren alles miteinander geteilt. Haben zusammen gelacht, geblödelt, geweint. Und es ist noch gar nicht so lange her, dass es mir selbstverständlich war, jederzeit einzuspringen, wenn du «am Berg warst».

Trotz alledem hast du jetzt schon zum zweitenmal einen für mich wichtigen Tag vergessen. Kein Anruf, kein Brieflein – nichts ... Nur der schale Geschmack von Enttäuschung wurde mir zuteil von deiner Seite. Ja, ich weiss wohl, dass du im Moment eine recht anstrengende Zeit hast. So ist es immer bei dir: Alles-auf-einmal-Zeiten wechseln mit flauen Phasen ab. Doch langsam beginnt etwas in mir zu rebellieren. Ich frage mich, ob es bei dir nicht einfach Gedankenlosigkeit ist, vermischt mit einem Schuss Egoismus und der Gewissheit, dass deine zerknirscht vorgebrachte Entschuldigung akzeptiert wird.

Wo waren denn plötzlich meine vorbereiteten Worte? Was ist an dir, das mich hinnehmen lässt, dass du mir gegenüber gedankenlos bist? Bin das noch ich, die ich mich doch immer gegen Gedankenlosigkeit gewehrt habe, weil ich meine, dass sie das Schlimmste ist, was man einem Mitmenschen antun kann? Wäre nicht gerade mir alles andere lieber, sei es Gemeinheit, Abneigung oder Hass, weil ich mich gegen solche Einstellungen mir gegenüber wehren könnte?

Der Tag hat so gut angefangen. Ich hatte ein Riesenprogramm vor mir und merkte, dass ich alles schaffen würde, was ich mir vorgenommen hatte. Jetzt bleibt nur noch eines zu tun: abschalten. Vielleicht gelingt es mir, gleichzeitig den gegen mich selbst gerichteten Ärger wegzustecken. Wohl wissend, dass ich mich bei der nächsten Gelegenheit wieder genauso benehmen werde. Vielleicht ein «Defekt» aus Gewohnheit. Aber du bist eben du, und wer versuchen möchte, dich zu ändern, würde sich selbst berauben.

Dies erspart sich Deine

Thalassa

Plutarchs Weisheit

Auf einem Kalenderzettel las ich den vom griechischen Dichter Plutarch stammenden weisen Ausspruch: «Ein Bart macht noch keinen Philosophen.»

Die Nummer 48 des *Nebelspalters* «für die Frau» gibt mir den Mut zur Frage an die Herren der Schöpfung: Warum lassen sich die Männer Bärte und Schnäuze wachsen? Ob sie des ewigen Rasierens müde sind? Wohl kaum! Aber weshalb sonst?

Mein Vater soll nach Kennerurteilen einmal ein recht schöner Mann gewesen sein, und er hatte ein Spitzbärtchen. Das ist aber schon sehr, sehr lange her, und ich fand damals bereits das Bärtchen meines Herrn Papa nicht schön, eher ein Ziegenbockbärtchen. Später gab's das nicht mehr, und die Männer waren glattrasiert. Nun sind es in den letzten Jahren wieder so viele, die mehr oder weniger gepflegte, schmale, spitzige, wallende oder schüttere Bärte im Gesicht und schmale, dicke, breite Schnäuze mit gezwirbelten Enden über der Oberlippe tragen.

Weil ich gerne Gesichter studiere und bei solchen borstigen Garnierungen viel weniger Gelegenheit zu diesem Studium habe, machen mich die Bartlis muff! Ich sehe vor lauter Bart keine Mimik mehr; manches an einem Gesicht ist überwuchert. Dafür glänzt oft eine Riesenstirn bis zum Hinterkopf, mit der ich nichts anzufangen weiss.

Damals, als mein Vater noch ein jüngerer Mann war und ohnehin das Zeitalter «Herr im Haus» herrschte, musste er seine Männlichkeit nicht besonders demonstrieren. Ob wohl heute hinter dem Bärtchen und Schnäuzchen der alter Wunsch der Männer, «Männer» zu sein, steht und etwas mit der langsam fortschreitenden Emanzipation der Frauen zu tun hat?

Ich hoffe nicht, denn wir Frauen können ganz lieb und nett sein mit unseren männlichen Partnern. Ein Gesicht ohne Bart und Schnurrbart ist offener und vertrauenerweckender als die borstige Verzierung!

Das ist meine Meinung! Äxgüsi, liebe Männer! *Irene Haller*

ECHO AUS DEM LESERKREIS

Fräulein
(Nebelspalter Nr. 1)

Liebe Ilse
Dieses Thema ist bei uns in Helvetien beileibe kein «alter Hut». Zurzeit erlebt das Fräulein still und leise eine Renaissance.
Was gibt es aber hier zu meckern? Wir haben doch in der Biologiestunde gelernt, dass der Schöpfer drei Geschlechter erschaffen hat: den Mann, die Frau und als Restposten *das* Fräulein. Dieses sächliche Wesen, das topgenaue Ebenbild des Weibes, ist und bleibt ein Leben lang, wenn von dem berühmten «Herrn der Schöpfung» nicht zum wirklichen, vollwertigen Menschen erkoren, in der Anrede und in der Behandlung ein Diminutiv. Es ändert nichts daran, dass *Es* alle steuerlichen und sozialen Solidarlasten zugunsten des privaten und familiären Wohlergehens der Vollmenschen überprozentig mittragen muss, seine Forderungen nach denselben Menschenrechten stossen auf taube Ohren.
Wäre dies nicht einmal ein Thema für unsere Medien, die liebend gerne die Menschenrechtsverletzungen in anderen Ländern «behandeln»?
Ganz herzlich Deine *Elisabeth*

Recherchen
(Nebelspalter Nr. 1)

Liebe Frau Frank
Da sind Sie aber an ein paar schräge Vögel geraten, besonders bei diesem Marcel mit seinem schwachsinnigen Autobahnvergleich! Ultramoderne Typen sollten ohnehin mit Vorsicht genossen werden, aber keifende Möchtegernfrauen sind auch nicht alles. Es gibt gewiss Männer, für die ein Fräulein ein Fräulein bleibt, auch im hohen Alter. Oft gibt es dafür einen (guten) Grund: Viele dieser älteren unverheirateten Damen wollen mit Fräulein angesprochen werden und korrigieren die Anrede mit Frau. Dies ist meiner Erfahrung gemäss weit häufiger der Fall als das Fehlen der Einsicht bei Männern, ältere unverheiratete Damen mit Frau anzusprechen. Meine beiden Töchter von 32 und 26 Jahren, beide nicht verheiratet, lassen sich seit vielen Jahren mit Frau ansprechen und anschreiben, problemlos, wie mir scheint. Ich selbst spreche, auch in geschäftlichen (Telefon-)Kontakten, alle Damen mit Frau an, fast immer problemlos.
Und im Restaurant? «Garçon» wird vom männlichen, älteren Servierpersonal nicht mehr gern gehört, zu Recht, wie ich meine. Ich rufe daher den Vornamen, wenn ich ihn kenne, oder «Herr Ober». Seit Ihr Frau-Artikel erschienen ist, habe ich das weibliche Servierpersonal mehrmals mit «Frau Oberin» gerufen und Erfolg gehabt – Heiterkeitserfolg nämlich. Was wollen diese Frauen denn hören? «Fräulein» die eine, «Frau Ober» die andere, «Zale» die dritte. Ich werde weiter recherchieren. Vielleicht könnte sich der VWS, der Verband weiblichen Servierpersonals, mit dem Problem auseinandersetzen und eine Lösung vorschlagen?
Frau Frank, Grüezi!

Gerhard Opitz

PS: «Von Haus zu Haus» bringt Leben in den Nebi. Die da berichten, laufen manchem, der glaubt, Humor zu produzieren, spielend davon.